

# Hermann Glaser

## 1. Mit welchem wissenschaftlichen Instrumentarium kann der kulturelle Wandel in Ostdeutschland erfaßt werden?

Ich möchte die Frage dahingehend erweitern: Wie können kulturelle Veränderungen überhaupt auf eine Weise erfaßt werden, daß aus der Analyse Handlungsmuster abzuleiten sind? Die Fragen versetzen mich in eine aporetische Situation, der ich mich – nach kurzer Begründung, worin die Ratlosigkeit besteht –, dadurch zu entziehen trachte, daß ich mich nicht der Wirklichkeit und ihrer Erfassung, sondern den Möglichkeiten und deren Zielhimmel zuwende.

*Veränderung:* Innerhalb welchen Zeitraums soll Wandel konstatiert werden? Nur wenn ein abklärender Zwischenraum Gegenwart und Vergangenheit trennt, wird man – die Rede ist von Kultur – über Veränderungen einigermaßen schlüssige, den Realitäten gerecht werdende Aussagen machen können. Die Veränderung zum Beispiel, welche die Protestbewegung darstellte und bewirkte, konnte wohl erst nach über einem Jahrzehnt einigermaßen überzeugend abgeschätzt werden. Welche wirkliche Bedeutung die »Stunde Null« hatte, ergab sich erst einige Dezennien später, als immer mehr deutlich wurde, in welchem Maße der Übergang in die Bundesrepublik noch vom Dritten Reich bestimmt war. Je näher zur Gegenwart man Veränderungen zu erkunden trachtet, desto stärker wird die Unschärferelation: Die Feststellung von Veränderung verändert bereits wieder die diagnostizierte Veränderung. Werner Heisenberg hat seine 1927 aufgestellte Theorie von der Unschärferelation bildlich damit umschrieben, daß es um den Versuch eines Blinden gehe, der mit seiner Zunge die Form einer Schneeflocke zu erkennen versucht. Kaum eine Veränderung ist in den letzten Jahren so intensiv diskutiert und auch als gegeben akzeptiert worden wie der von Ulrich Beck 1986 registrierte Wandel der technologisch-affirmativen Gesellschaft zur sensibilisierten Risikogesellschaft. Sie sei entstanden im Selbstlauf verselbständigter, folgenblinder, gefahrentauber Modernisierungsprozesse; ihre Konstellationen wurden erzeugt, weil im Denken

und Handeln der Menschen und der Institutionen die Selbstverständlichkeiten der Industriegesellschaft (der Fortschrittskonsens, die Abstraktion von ökologischen Folgen und Gefahren, der Kontrolloptimismus) dominierten. Abgesehen davon, daß Ulrich Beck sowieso nicht mit empirischen Material arbeitet – ehe die Risikogesellschaft nicht definiert war, konnte man sie als Veränderung nicht wahrnehmen. Man wird nicht erwarten können, daß die empirische Soziologie bzw. Sozialpsychologie soziokulturelle Veränderungen im Inkubationsstadium erkennt. Zwei Beispiele werden mit Recht immer für solches »Versagen« angeführt: Die jugendliche Protestbewegung; sie wurde erst als äußerliches Verändertsein erkannt (und durch Deutungsmuster gleich wieder verändert). Unerkannt blieben auch die polit-psychologischen Veränderungen, die zum Zusammenbruch der DDR führten. Das methodische Problem wird geringer, wenn man unter »Veränderung« kein real existierendes Faktum, sondern ein durchs Wollen bestimmtes Postulat versteht. Die *Vorstellung* von Welt ergibt sich als Folge des Willens zu einer ganz bestimmten Welt, der sich dann auch in spekulativer Soziologie artikuliert bzw. diese instrumentalisiert.

*Kultur* bezieht sich auf Bewußtseins- bzw. Mentalitätsmuster, die als chaotisch und damit in ihrer Gesetzmäßigkeit als nicht erkennbar gelten müssen. Ein verändertes Wetter, ein verändertes Klima ist natürlich feststellbar; der Ursprung und Vorgang der Veränderung aber gleich einer black box, deren Inneres undurchschaubar bleibt, auch wenn man den input- wie output-Zustand beschreiben kann. Soziokultur als begrifflicher Rahmen ist Behälter für unendlich viele Wassertropfen (Seelen- und Erlebnisatome); diese unendlich vielen Einzelelemente erscheinen – wie bei der Chaos-Theorie oder der Fraktalen Geometrie, aufgrund von Miniaturisierung und den damit einhergehenden infinitesimalen Interdependenzen – als farbige, aber strukturell schwer fixierbare Fließstrukturen.

*Folgen für Politik.* Will man z.B. Veränderungen vor fünf Jahren im soziokulturellen Bereich aufzeigen – für Wahrnehmung sowieso ein sehr kurzer Zeitraum – und für Politik nutzen, also in Folgeplanung umsetzen, bräuchte man vielleicht weitere fünf Jahre (eine sowieso unrealistische Planungskürze). Die somit, aufgrund historischer Distanz, eruierte Veränderung ergäbe Folgen, die längst schon wieder von Veränderungen eingeholt bzw. überholt wären, von Veränderungen, die jedoch als solche gar nicht erkennbar wären – ein beunruhigendes Phänomen, zumal die Veränderungsgeschwindigkeit immer mehr zunimmt, während die Planungsergebnisse bzw. die Umsetzung von Planung in konkretes Handeln sich immer mehr verzögern.

Ich will den Aporien mich dadurch entziehen, daß ich über die Veränderungen soziokultureller Rahmenbedingungen und Ansprüche gar nicht nachdenke. An die Stelle von Feststellungen über Veränderungen, die – wenn erkennbar – gar nicht mehr für Folgen relevant wären, setze ich anthropologisch begründete Postulate, zumal die Wissenschaft vom Menschen verhältnismäßig veränderungsunabhängig arbeitet, d.h. auf humane Konstanten sich beziehen kann. Die Thematik wird also weniger mit Realitätssinn, sondern mit Möglichkeitssinn angegangen, wobei ich der Meinung bin, daß wegweisende soziokulturelle Untersuchungen der letzten Jahre genau dies tun. Bei Ulrich Becks neuestem Buch zeigt schon der Titel, wie man mit Hilfe des Möglichkeitssinns die Veränderungsfeststellungsaporien zu überwinden, aus dem Dickicht alter wie neuer Unübersichtlichkeit herauszufinden vermag: *Die Erfindung des Politischen*. Wenn es einen Wirklichkeitssinn gibt, so Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, »dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen könne. Dieser ließe sich als »die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist«. Solche Möglichkeitsmenschen lebten in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven. Das Mögliche umfasse jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Jemand, der auf »mögliche Wahrheiten« sehe, habe in den Augen anderer oft »ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen ..., der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Einfindung behandelt«. Da seine Ideen nichts als noch nicht geborene Wirklichkeiten seien, habe natürlich auch er Wirklichkeitssinn; aber es sei ein Sinn für die mögliche Wirklichkeit.

## **2. Worin besteht der kulturelle Wandel in Ostdeutschland, und in welche Richtung verläuft er?**

Abgesehen von dem artikulierten methodischen Zweifel, ob Veränderungen so rechtzeitig erfassbar sind, daß sie praktisches Handeln zu beeinflussen vermögen – unbestritten, daß ihre Erfassung kulturgeschichtlich interessant ist (was aber hier nicht relevant ist), – und in Hinblick auf die Tatsache, daß ich als Westdeutscher nicht über genügend hermeneutische Kompetenz verfüge, den ostdeutschen kulturellen Wandel zu beschreiben, stelle ich eine veränderte Frage: Wohin sollte sich Kultur wandeln? Welches Ziel sollte Wandlung haben?

Allgemein gesprochen – für detaillierte Auffächerung ist kein Platz . das Ziel der Wandlung sollte das »Und« sein.

Die Wiederentdeckung des 1927 geschriebenen gleichnamigen Essays von Wassily Kandinsky (Ulrich Beck zu danken) rückt eine anthropologische Konstante in den Mittelpunkt des Möglichkeitssinns, die Ende der goldenen häßlichen zwanziger Jahre anzusprechen, großen spekulativen Mut bedeutete (denn die Zeichen der Zeit standen auf Zwiespalt, Antagonismus, ideologische Konfrontation). Kandinsky konstatiert als Veränderung soziokultureller Rahmenbedingungen und Ansprüche eine von unterirdischem Donner begleitete Umwälzung gegenüber dem 19. Jahrhundert. Dieses 19. Jahrhundert, das Thomas Mann am Beispiel Richard Wagners als »pysionomisch zerfurcht von allen seinen Zügen, überladen mit allen seinen Trieben« als eines der großartig fragwürdigsten, vieldeutigsten und faszinierendsten Phänomene der schöpferischen Welt bezeichnet hatte –, diese Epoche der Antinomien und Ambivalenzen erscheint bei Kandinsky geprägt durch eine »mehr oder weniger ruhige Arbeit am Ordnen«. Das Ordnen sei auf der Basis der Absonderung, Zerteilung geschehen. »Die Spezialisierung wurde seit den ersten Fortschritten der Maschine von Nationalökonomien zum Ideal der Arbeitsordnung und der normalen Produktion gemacht: minimale Anstrengung und maximales Resultat. Jeder Arbeiter – manuell oder geistig – wurde zur äußersten Spezialisierung getrieben und wurde das, was man noch heute den Fachmann nennt.« Die Spezialisierung habe nach einer Wahl, nach Zerteilung und Absonderung verlangt; auch der heutige Mensch stehe noch unter dem Zeichen entweder-oder. Diese zwei Worte reichten zur erschöpfenden Charakteristik des 19. Jahrhunderts und wir hätten sie in unserer Zeit als Prinzip übernommen. Beispiel dafür würde jeder Tag auf allen Gebieten liefern – sei es Kunst, Politik, Religion, Wissenschaft usw. Doch diese Ordnung transzendiere auf eine neue: »Das 20. Jahrhundert steht unter den Zeichen "Und".« Der wirklich revolutionäre Weg erweise sich als ein Weg der Evolution. Zunächst entstehe eine theoretische Synthese, die dann der praktischen Synthese den Weg ebne.

Unter Bezug auf das ganzheitliche Wirken des Bauhauses verweist Wassily Kandinskys Möglichkeitssinn auf Zusammenhänge und Zusammenschau. Auch wenn das Wort damals noch nicht üblich war – Kandinsky erweist sich – vom künstlerischen Prinzip her denkend – als Protagonist und Pfadfinder vernetzen Denkens, mit großem Gespür eine Gegenposition zum dominanten Entwederoder einnehmend.

Die für ein pluralistisches Menschen- wie Gesellschaftsbild so wichtige Konjunktion darf dabei nicht als konturlose Mitte lokalisiert und dergestalt mißverstanden werden; das »Und« hebt das Entweder-oder dreifach auf: dieses bewahrend, überwindend und höherbringend. Ein

Wort von Gert Friedrich Jonke (im *Geometrischen Heimatroman*), das ich zu den wichtigsten kulturpolitischen Leitmaximen zähle, besagt:

»Man geht meistens viel eher mit der Zeit  
indem man gegen die Zeit geht  
in letzter Zeit ist es allerdings  
vielfach üblich geworden  
gegen die Zeit zu gehen  
so daß das Gegendiezeitgehen zum Schluß  
ein Mitterzeitgehen wieder geworden ist  
deshalb gehen manche wieder mit der Zeit  
in des Wortes ursprünglichster Bedeutung  
um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise  
gegen die Zeit zu gehen eigentlich  
und vor allem dadurch wiederum viel eher  
mit der Zeit gehen zu können.«

Wissenschaftliche Hermeneutik und Systematik haben uns die kulturelle Fülle der Zeiten und Welten erschlossen; das Ungleichzeitige steht uns heute gleichzeitig, dank technischer Reproduzierbarkeit, zur Verfügung; Eklektizismus bietet die Chance, ideologisch-dogmatische Einseitigkeit zu verhindern sie dekuviert Entweder-oder als regressive Philosophie von Dunkelmännern.

Der soziokulturelle Möglichkeitssinn imaginiert eine im ästhetischen Staat beheimatete ästhetische Stadt, die an die Stelle ästhetisch anästhetisierender Manhattanization (mit Festivalisierung) Wirklichkeit setzt; diese ist, was die soziokulturellen Rahmenbedingungen betrifft, vor allem durch die Quantität, Qualität und Kontinuität von Kleinereignissen bestimmt.

Während die Zeitbombe Stadt, vor allem in den Ländern der Dritten Welt und in den Schwellenländern, aber durchaus auch schon in den Industriestaaten beschleunigt tickt, Reichtum und Armut zu keinem ethisch-utilitaristischen Ausgleich gelangen (das größte Glück für die größtmögliche Zahl anstrebend), gilt es, neue Leitbilder für städtische Politik zu entwickeln diese sind im Blick zurück nach vorn als idealtypische Infrastruktur für Kommunikation, Sozialisation und Kreativität zu denken.

Die kommunalpolitische Finanzmisere macht es im Augenblick sicherlich schwer, solch utopisches Bewußtsein in Gang zu halten. Theodor W. Adorno hat das notwendige »Dennoch« trostreich, zu langem Atem auffordernd, artikuliert: »Das Verzweifelte, daß die Praxis, auf die

es ankäme, verstellt ist gewährt paradox die Atempause zum Denken, die nicht zu nutzen praktischer Frevel wäre.«

Theorie wie Praxis müssen eine neue Freude am anderen (seien es Personen, Sachen, Mentalitätsmuster) entwickeln; es ist an der Zeit, die binären Codes aufzuknacken und nach Code-Synthesen zu fragen, danach zu fahnden, wo diese heute schon erprobt werden. In diesem Sinne ist Robert Jungk seit Jahrzehnten auf der Suche nach Zukunftswerkstätten, in denen Code-Kombinationen, Code-Legierungen praktisches Handeln bestimmen. »Dafür ist das "Ästhetiklabor“, zu dem Gesellschaft längst geworden ist, nur ein Beispiel. Die Frage lautet (klassisch gesprochen): Wie kann Wahrheit mit Schönheit, Technik mit Kunst, Wirtschaft mit Politik usw. kombiniert werden? Welche Realitäten, Rationalitäten werden möglich, entstehen, wenn die kommunikativen Codes aufeinander angewendet, miteinander verschmolzen werden und dabei ein Weder-Noch, ein Drittes, Neues entsteht, das Neues ermöglicht und auf Dauer stellt?« (Ulrich Beck)

Der soziokulturelle Möglichkeitssinn, auf »Und«-Strukturen zielend, bedarf einer Verwaltungsreform, die die Codes der einzelnen Ressorts, die bürokratischen Subsysteme zu überwinden vermag, bedarf der »Laboratorien der Zivilisation«, die dem common purpose – übrigens Name einer speziell kommunale Vernetzung evozierenden und inspirierenden englischen Stiftung dadurch dienen, daß sie immer neue Lösungen simulieren und diskutieren. Die Handlungsverwaltung erreicht ihre Ziele rasch, aber auch rascher die falschen; die Verhandlungsverwaltung braucht länger, hat aber eine größere Chance, humane Innovationen zu bewirken. Die »Laboratorien der Zivilisation« implizieren die Bejahung der »civil society« (der »Zivilgesellschaft«) – als Versuch einer Antwort auf die Frage, »wie ein sozial übergreifender Wertzusammenhang beschaffen sein kann, der einerseits durch neue Formen der gesellschaftlichen Solidarität den destruktiven Tendenzen einer weiteren Individualisierung entgegenwirkt, ohne andererseits dem radikalen Pluralismus liberaler Gesellschaften zuwiderzulaufen.« (Axel Honneth) Semantisch-etymologisch gehören »zivil« und »Zivilisation« (lateinisch: civilis) zu dem Stammwort »civis« (Bürger). Der Zivilist – im 19. Jahrhundert derjenige, der nicht Soldat oder Uniformträger war – erweist sich als Mittelpunkt der »Zivilisation«, der Gesamtheit der durch den Fortschritt von Wissenschaft und Technik geschaffenen bzw. verbesserten Lebensbedingungen, als Repräsentant und Promotor der Lebensverfeinerung und ästhetisch-ethischer Gesinnung wie Gesittung. Die Regeneration des Begriffs »Zivilisation« transzendiert auf Kultur, während der Begriff »Kultur« auf Indifferenz mit Odo Piarquard könnte

man sagen »Farbigkeitsbedarfsdeckung«, »Inkompetenzkompensationskompetenz« – regrediert. Der »Citoyen« (»civis«), in Gegenposition zum Bourgeois – ist »Bildungsbürger« in einem emanzipatorischen Sinne, mit der Herkunft aus der Zeit der Befreiung des »dritten Standes«, da dieser seine universalistischen Forderungen auf Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit erhob.

»Civil society« erweist sich als Projektionsbegriff für neue politische und gesellschaftliche Hoffnungen. Einerseits hat die Linke ihre tiefsitzende Distanz zur real existierenden Demokratie (mit der »Drecksarbeit« der Reform) bislang nicht überwinden können bzw. durch normative Aufladung des idealtypischen Demokratiebegriffes ihre Enttäuschungen und Frustrationen selbst produziert; andererseits bewirkt die Hybris der repräsentativen Demokratie mit ihrer Skandalanfälligkeit, Ideenlosigkeit, Mißachtung antizipatorischer Vernunft und metapolitischen wie metawirtschaftlichen Bedürfnisse Distanz bei dem Teil der Gesellschaft, der sich von den goldenen Fesseln der smarten Lebensstile zu befreien sucht und die Sinnfrage im Namen des Wertewandels wichtig nimmt. Die »civil society« könnte als dritter *Weg* sich absetzen sowohl vom linken Dogmatismus als auch von liberal-demokratischer Seelenlosigkeit. Soll mit »Zivilgesellschaft« eine Form des politischen Zusammenlebens bezeichnet werden, die mit deutlich reduzierten Staatsfunktionen auszukommen wagt, so ist auch die Frage nach den praktisch-ethischen Voraussetzungen einer solchen Gesellschaft neu gestellt, »daß nämlich zu einer funktionsfähigen Demokratie mehr gehört als Markt und Verfassung, sondern zumindest auch das nicht durch Eigeninteressen allein angeleitete Engagement der Bürger für die Gemeinschaft und die Bereitschaft zum Verzicht auf den eigenen Vorteil, wenn seine Wahrnehmung denn der Gemeinschaft zum Nachteil gereicht.« (H. Münkler)

Die Arbeit, die in den Labors der Zivilisation zu leisten ist, unter den Gesichtspunkten der Vernetzung, Simulation, Diskussion, vor allem experimentellen Handelns (durch das Experiment ein Stück Zukunft konkret voraus aufklärend) –, diese von der Offenheit des »Und« die Abkapselung des Entweder-oder überwindende Arbeit, kann auch »Management of complexity« bezeichnet werden; dieses zielt auf Synthesis, »durchspielt« Möglichkeiten mit Phantasie, geht »querfeldlein)

Als Fallstudie fürs »Und«-Denken sei auf die strukturelle Arbeitslosigkeit eingegangen, die bislang unter dem Gesichtspunkt des Entweder-oder stand. Entweder sind wir reich, dann blüht die Kultur; oder wir sind ärmer bzw. arm, dann sind die Kultur-Etats zu streichen. Entweder sind wir reich, dann haben wir keine Arbeitslosigkeit, oder wir sind arm, dann muß man die Arbeitslosigkeit hinnehmen. Warum die Finanzmisere und

Arbeitslosigkeit nicht dadurch reduzieren, daß man Kosten, die in Erfüllung der Sozialpflicht entstehen, produktiv nutzt, zum Beispiel für Kultur? Statt Arbeitslosigkeit zu finanzieren, sollte man die Betätigung im Bereich der Kultur- (auch Sozial-, Erziehungs-, Ökologie-, Stadterneuerungs-)Arbeit ermöglichen. Ein solcher zweiter Arbeitsmarkt ist für eine notwendigerweise betriebswirtschaftlich denkende Wirtschaft keine Konkurrenz; andererseits verbessert die unter volkswirtschaftlichen Aspekten finanzierte Kulturarbeit das Innovationsklima (die Investitionslandschaft) und kommt damit wiederum der Wirtschaft betriebswirtschaftlich zugute. »Auch Kunst und Kultur bestimmen die Attraktivität des Standortes Deutschland maßgeblich mit«, heißt es im Bericht der Bundesregierung. Mit nüchternem, vor allem aber vernetzt denkendem Sachverstand haben Experten seit längerem Modelle entwickelt, wie unter Verhinderung von Sekundärprävention (Bezahlung von Arbeitslosigkeit) Primärprävention (Bezahlung von Arbeit, eben Kulturarbeit) betrieben werden könnte. Berücksichtigt man den durch Arbeitslosigkeit bewirkten Ausfall an Wertschöpfung für die Gesellschaft, die durch Arbeitslosigkeit hervorgerufenen sozialen und gesundheitlichen Folgekosten sowie die weiteren Verluste (an Humankapital, an beruflicher Qualifikation etc.), ferner die bei Arbeitslosigkeit entstehenden Mehrausgaben durch die Zahlung von Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe, von Sozialhilfe und Wohngeld, von Renten und Krankenversicherungsbeiträgen –, summiert man all diese Elemente, die in eine vernünftige volkswirtschaftliche Kostenrechnung eigentlich eingehen müßten, dann ergäbe sich, wie schon bei den bisherigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Faktum, auch bei Dauer-Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eine Selbstfinanzierungsquote bis zu 91 %. Natürlich müßte ein solches Projekt langfristig angelegt und durch umfassende Qualifikations- und Umqualifikationsprogramme vorbereitet wie begleitet werden. Es zeugt für den Tiefstand politischer Kultur, daß die seit Jahren vorgelegten Konzepte, u.a. durch Axel Bust-Bartels in seinem Buch *Skandal Massenarbeitslosigkeit – Zwischen passivem Staat und alternativer Arbeitsmarktpolitik* (1990), »durchschlagend wirkungslos« geblieben sind – sieht man davon ab, daß z.B. der Kulturausschuß des Deutschen Städtetages wie die Kulturpolitische Gesellschaft die Vorschläge rezipiert und positiv diskutiert haben. (Vgl. auch die neue Studie von Bust-Bartels im Auftrag der Kulturpolitischen Gesellschaft: *Ökonomische Entwicklung und (Sozio-) Kultur. Argumente für eine unkonventionelle Beschäftigungsinitiative*).

Was die Akteure der Kulturgesellschaft betrifft, so ist die »Spekulation« aufschlußreich (denn um Empirie handelt es sich wohl nicht, sondern um die Projektion von Kultur-«Anschauungen« auf Altersko-



horten), die Albrecht Göschel unter dem Titel *Ungleichzeitigkeit von Kultur* vorgelegt hat. Er untersucht den Wandel des Kulturbegriffs in vier Generationen, wobei die biographischen Prägungen heute nebeneinander, auch gegeneinander, die Praxis in den westdeutschen Einrichtungen, Initiativen und Kooperativen bestimmen. (Anders verlief die Sozialisation im diktatorischen SED-Staat, die vor allem durch das Verhältnis zum Staat – Funktionär, Mitläufer, Dissident bestimmt war.)

An der Beständigkeit und Erhaltung von Werten, an der Ausbildung eines Wertekanons, an der Auratisierung von Kunst und einer Trennung von Kunst und Alltag hätte sich die Generation der um 1930 Geborenen orientiert; sie weise der Kunst eine stabilisierende und reinigende Leistung gegenüber den Unsicherheiten und Unschönheiten des täglichen Berufslebens und der Politik zu.

Die Generation der um 1940 Geborenen habe gegen den auratischen und distanzierten Kulturbegriff der vorhergehenden Generation eine aufklärerische Vorstellung von Kunst und Kultur entwickelt; sie suchte den konkreten, informativen Gehalt kultureller Leistungen, betonte in der Kultur die politische Dimension der Aufklärung sozialer und psychischer Strukturen. Den Gefühlswelten, die durch Kunst eröffnet würden, stehen die typischen Angehörigen dieser Generation eher skeptisch gegenüber. Im Gegensatz zum vernunftgeprägten, analytisch-kritischen und theoretischen Kulturverständnis der 1940er Jahrgänge, habe die 1950er Generation eine gefühls- und moralbestimmte Position eingenommen. Nicht rationale Erkenntnis, sondern gefühlte und gelebte Erfahrung, nicht vernunftgeleiteter Diskurs, sondern Gemeinsamkeit, Nähe und Anteilnahme seien die Kategorien, aus denen diese Generation ihre Kulturvorstellungen und Bewertungen entwickelt. Mit den Grünen und Alternativbewegungen trage diese Generation solche Leitwerte auch in die Politik, wo sie in einer für andere irritierenden Weise ein weiteres typisches Merkmal demonstriere: den Verzicht auf zweckrationale Kalküle, an deren Stelle sie die Wahrheit des Gefühls und der Moral setze. Der Kulturbegriff der 1950er Generation komme in den verschiedenen Spielarten der Stadtteil- und Soziokultur zum Ausdruck, die in den 70er und 80er Jahren entstehen. Diese Generation stelle keine hohen Anforderungen an Professionalität; wichtiger seien Werte wie »Wahrheit« und »Echtheit« des Gefühls, die sich im »Produkt« mitteilen müßten. Die Generation der in den 60er Jahren Geborenen folge in entscheidenden Wertorientierungen nicht der Vorgängergeneration, zu der sie im deutlichen Gegensatz stehe, und auch keiner der anderen Generationen. Zwar steigere sie die Subjektivitätsaspekte in der Bewertung von Kulturprodukten, lehne aber die Innerlichkeit, die Gefühlsbestimmtheit im

Sinne von Sentiment und Moral ab und setze dagegen eine Betonung der Oberfläche, des Designs und der eklektizistischen Montage. Während die Vorgängergeneration noch einen Widerspruch zwischen Warenmarkt oder Werbung auf der einen Seite und Kunst oder Kultur auf der anderen empfand, entfalte diese Generation eine selbstbewußte Konsumentenhaltung und Konsumentensouveränität gegenüber der Kultur, gleichgültig, ob öffentlich oder privat. Gefordert werde ein stimmiges und authentisches Produkt, das sowohl in abgewogener Weise Neues und Besonderes biete, also auch einer Erwartungshaltung Rechnung trage; nicht ewiger Wert, nicht Aufklärung oder Moral, sondern Ereignis, Erlebnis und Leistung des Produzenten würden gefordert. Man erwarte im Bereich der Kultur keine Autorität, sondern ein Dienstleistungsangebot, aus dem man selbstbewußt auswähle. Dabei würden scheinbar spielerisch Angebote kombiniert; man sei sich dabei im klaren, daß mit der getroffenen Wahl die Zugehörigkeit zu einem Lebensstil und damit zu einem möglicherweise engen Kreis von Menschen begründet werde, die den gleichen Geschmack haben.

Vom Stand der »Und«-Gesellschaft aus gesehen, hat hier der Möglichkeitssinn ein klassifikatorisch vorgelegtes, in Wirklichkeit jedoch durch Fließstruktur charakterisiertes reichhaltiges psychogrammatiches Repertoire zur Verfügung. Das Synthesis-Leitbild bedeutete: die aufklärerischen Vorstellungen von Kunst und Kultur innerhalb einer gefühls- und moralbestimmten Dimension rational wie intuitiv, systematisch wie spontaneistisch zu verwirklichen, die Würdigung des Oberflächenreizes (des Gestalteten) mit der Tiefenschicht des Essentiellen zu verbinden. Man könnte solche Bricolage-Persönlichkeitsstrukturen auch als eine neue Form der Kalokagathie bezeichnen, die das Schöne, Gute und Wahre nicht unter dem Gebot einer rigoristischen Moral abfordert, sondern – wie schon Friedrich Schiller mit seiner Spieltheorie – im Sinne libidinöser Moral zum vergnüglichen Erlebnis macht.

Gegen eine solche Und-Ästhetik, eine universal-idealistische, mit Möglichkeitssinn um die Erziehung des Menschen bemühte Ästhetik wenden sich im zunehmenden Maße die Vertreter einer begrenzten Ästhetik, die einen elitären Ästhetizismus vertreten. Für Karl Heinz Bohrer etwa geht es um die Entpflichtung der Kunst von allen außerästhetischen Ansprüchen durch Moral, Geschichtsphilosophie oder Politik. Engagierter Kunst, der ideologischen Instrumentalisierung bezichtigt, wird die Selbständigkeit des Schönen entgegengestellt; diese sei vom Wahren und Sittlichen getrennt zu halten. Das Kunstwerk wird zur unvergleichbaren Epiphanie stilisiert. Das Ästhetische sei das Ästhetische und nichts anderes (die Assoziation zum L'artpour-l'art-Prinzip stellt sich

ein). Im Widerspruch zu seiner »Erhabenheitsästhetik« wird Karl Heinz Bohrer jedoch immer auch politisch (kulturpolitisch) konkret: Er kanzelt etwa die alte Garde der für »Sinn« Zuständigen ab. Es sei nicht zu übersehen, daß jener deutsche Intellektuellentyp, dessen historische Epoche nun offenbar zu Ende gehe, ob links, oder rechts, immer schon ein Religionsanhänger war; sie hätten noch in der Kunst Metaphysik statt Ästhetik gewollt. Nunmehr, da die Auflösung der DDR nicht mehr zu verhindern sei, gehe es dem west- und ostdeutschen utopischen Milieu darum, von der »metaphysischen« Konkursmasse der DDR so viel wie möglich einzubringen; man würde gerne die westeuropäisch orientierte, zivilisatorisch-politisch avancierte Bundesrepublik wenigstens dort bestimmen, wo die hiesigen Lehrgewerkschaften ihre kleinbürgerlichen Ambitionen fälschlicherweise ansiedeln: im kulturellen Sektor. Das Scheitern der sozialistischen Utopie, abgelesen am Scheitern des real existierenden Sozialismus – übrigens eine polit-semantische Lüge, ist doch die Fatalität des SED-Staates vor allem darauf zurückzuführen, daß die Utopie einer humanen und sozial gerechten Gesellschaft unbeachtet blieb, Sozialismus also real *nicht* existierte –, dieses vorgegebene Scheitern des Sozialismus wird dazu verwendet, Ästhetik von ihrem »Mehrwert« zu »entsorgen«. In übler Denunziation wird Repräsentanten engagierter Kultur die Nähe zu einem totalitären Regime unterstellt: »Wer sind Günter Grass und Walter Jens heute? Zwei wichtige Figuren der Öffentlichkeit, gewiß, habituell engagiert und aller Ehren wert, politisch und intellektuell aber schon seit längerer Zeit überfordert, die die Chance wittern, einer epochal überholten Zivilisation wie der DDR Stichworte zur Einbringung ihrer Werte zu liefern ... Daß unsere Kulturpastoren, seien sie prophetisch eifernd wie Walter Jens oder betulich projektmacherisch wie Hermann Glaser, der Chimäre DDR-Kultur (”Leseland DDR“) anhängen, wirft ein Licht auf ihre Wahrnehmungsfähigkeit und ist insofern ihr Problem. Versuche, die DDR zum Kulturschutzgebiet zu erklären und Kritik daran als ”Einmischung in innere Angelegenheiten“, sind als Ausdruck dieser Bornierung zu sehen.«

Sein Grundsatzreferat auf dem Kongreß *Die Aktualität des Ästhetischen*, der im September 1992 in Hannover stattfand, begann Karl Heinz Bohrer mit der Feststellung: »Ein Terror liegt über dem Land«. Der ebenfalls teilnehmende Philosoph Paul Feyerabend zitierte bei seinem Vortrag den Satz und fragte ironisch, ob damit Jugoslawien oder Somalia, vielleicht Afghanistan gemeint sei. Ironisch dekuvierte er so die seit dem 19. Jahrhundert bei deutschen Professoren häufig anzutreffende, vom Realitätsprinzip weit entfernte metaphorische Überheblichkeit. Denn was Karl Heinz Bohrer mit Zentnerworten beschwor, enthüllte der zweite

Teil des Satzes als Harmlosigkeit: *Die Akzeptanz des Ästhetischen*. Bohrer meinte damit den Verlust der Eigengesetzlichkeit der Kunst gegenüber grassierenden Nutzenwendungen »sozialhygienischer oder konsumveredelnder Art«; er opponierte gegen die moralisch-philosophisch, sozial-emanzipatorisch oder hedonistisch-kulturell motivierte Entgrenzung des Ästhetischen, bei welcher der substantielle Kern des ästhetischen Diskurses verloren zu gehen drohe. Der Hauptfeind »Gesinnungsästhetik« war damit wieder ins Visier genommen und als literarisch bzw. künstlerisch wertlos denunziert, was sich überhaupt auf gesellschaftliche Realität einläßt. Gerd Heidenreich nennt die Ausweisung der Kunst aus dem Raum der Sittlichkeit einen zutiefst stupiden Rückfall zu den Futuristen um Marinetti, die den Krieg als Kunstwerk verherrlichten, weil er so hübsche Rauchspiralen und Feuersäulen enthalte. Jürgen Busche schrieb: Ernst Jünger sei der Stern, dem wir in eine bessere Zukunft folgen sollten, zunächst freilich nur in eine für das Kunstwerk bessere Zukunft.

Daß Karl Heinz Bohrer seine »begrenzte« Ästhetik keineswegs auf Kunst allein beziehen will, sondern dezisionistisch sieht, gelöst von der verbindlichen Ideenwelt des Humanismus, zeigt seine Abrechnung mit der deutschen friedlichen Revolution des Jahres 1989. Von Karl Heinz Bohrer wird auch der »moralisch-politischen Verschwommenheit zivilisatorischer Rückständigkeit« – Ernst Jünger wie Carl Schmitt lassen grüßen – wegen ihrer humanen Schwäche und damit auch rechtsstaatlichen Skrupelosität eine militante Absage erteilt. Es handle sich um die »notorische Gesinnungsfraktion der kleinbürgerlichen Lehrer und Schriftsteller« wie um die zum letzten Rest einer adlig-protestantischen Oberschicht gehörenden Gesinnungsästheten, die eine evangelische Brüderlichkeit nicht ohne gouvernementale Betulichkeit pflegten, ohne daß es sich ausschließlich um Vertreter evangelischer Kirchentage oder Autoren der *Zeit* handle (namentlich erwähnt werden der Bundespräsident Richard von Weizsäcker, der Pädagoge Hartmut von Hentig und der Historiker Rudolf von Thadden). Ihnen wird die »Wahrheit« eines französischen Publizisten entgegengehalten: »Das Beste, das ich bisher über das deutsche Dilemma las, stammt von einem französischen Intellektuellen: Nach einer Gewaltherrschaft sollten die Säuberungen "dann kurz und blutig sein", schreibt Joseph Rovin und fährt begründend fort: "Blutig, weil mit den Mitteln des Rechtsstaates das Erbe an Haß, Wut, Entrüstung und Verachtung nicht bewältigt werden kann, das die Tyrannei materiell und psychisch hinterläßt, und weil Terrorperioden, die aber so kurz wie möglich sein sollten, den nicht zu vermeidenden Übergang zur Amnestie erleichtern. Diesen braucht die Gesellschaft besonders dann, wenn die Gewaltherrschaft so lange gedauert hat, daß

von den Bürgern nur wenige nicht in irgendeiner Weise kompromittiert, einbezogen, mitschuldig gemacht worden sind. Der blutige Aspekt der 'Säuberung' ist eine Art von Kollektivopfer, mit dem die Götter versöhnt werden sollen wie die Kinderopfer einst in Karthago.“«

Das Niveau, das von den Vertretern der »begrenzten« Ästhetik, die immer mehr als beschränkt sich erweist, im Kampf gegen eine für Gesellschaftsmoral engagierte Kultur (Kulturpolitik) eingenommen wird, rechtfertigt die Erinnerung an ein Zitat aus dem Drama Schlageder (1933) des späteren Präsidenten der Nationalsozialistischen Reichsschrifttumkammer, Hanns Johst: »Wenn ich Kultur höre, entsichere ich meine Browning.«

Die neu-alte Kulturpolitik, einer »entgrenzten« wie dem Mehrwert von Kultur verpflichteten Ästhetik verfügt nicht über das Repertoire einer gewaltsamen, aggressiv-polemischen, ins Pathos des Erhabenen verpackten denunziatorischen Metaphorik, dafür aber über die Kraft »schwacher Beharrlichkeit«; für diese trifft ein Wort zu, das Wolf Biermann in seiner Lobrede auf den Büchner-Preisträger des Jahres 1992 (George Tabori) zitierte – ein Londoner Graffito: »When I hear the word revolver, I reach für my culture.« Mit Ich-Stärke, die sich zum umfassenden Ästhetikbegriff bekennt, gilt es, den Tendenzen eines elitären, kulturelle Moral anästhetisierenden Ästhetikbegriff entgegenzutreten.

Für utopisches Bewußtsein ist es notwendig (um die Dialektik der Aufklärung zu verhindern), daß Selbstzweifel und Melancholie verstärkt werden. Aufklärung hält Fragen offen, ist sich der Grenzen der Erkenntnis wie des Handeln bewußt, ohne sich dadurch, resignativ, von der Tagesarbeit abhalten zu lassen. Sie ist »Einübung in ungesicherte Diesseitstätigkeit« (Karl Podak), wobei sie das stets Zweifelhafte der Diesseitstätigkeit durch Modelldenken mildert.

- Der Möglichkeitssinn begreift,
- daß vieles, das möglich wäre, unmöglich bleibt oder unmöglich gemacht wird;
  - daß vieles, das durch Kopfarbeit als möglich erkannt wird, auch realisiert werden kann;
  - daß dieses Könnenwollen des Glaubens bedarf (weshalb es angebracht ist, von einem »Mythos der Vernunft« zu sprechen);
  - daß erst das gemeinsame Nachdenken (»Die Wahrheit beginnt zu zweien«) Politik zu dem macht, was sie sein kann; die Erfindung der Politik ist auf die Gestaltung des humanen Lebens hin ausgerichtet.